

(Nachdruck verboten.)

33]

Was ist Ruhm?

Roman von Max Kreker.

Stand Lorenzen dann aber wieder vor seinen eigenen Schöpfungen, so begann der Born zu verrauchen; und war er gar wieder draußen im Garten, wo bei schmetternder Waldmusik auf dem Lasterweg zwischen Café und Orchester die hübschen Mädchen an ihm vorüberwanderten, denn war die letzte Ueberwallung verpufft, zog ihn seine Schwäche sanft in die ausgetretenen Spuren seines Lebens.

Dann kamen Tage, wo diese hohe Meinung von Kempfen plötzlich sank wie das Thermometer durch einen Kälteschauer, weil er ähnliches Lob anderer nicht gelten lassen wollte. An einem Nachmittage, als er sich früher als sonst draußen herumdrückte, stieß er auf Walzmann, der sich, den dunklen Rock auffallend sauber gebürstet, die mächtigen Treter blühblank, den üblichen schwarzen Begräbnishandschuh über die Linke gestreift, einen neuen, durch seine Kleinheit fast lächerlich wirkenden steifen Hut auf, gerade durch die offene Tür eines Nebensaales schob. Es dauerte nicht lange, so tauchten auch der lange Blankert und der kleine Schmarr Arm in Arm auf, was Lorenzen sofort auf den richtigen Gedanken brachte, alle drei könnten sich hier in der Totenkammer zu einer Art Mäherjury versammelt haben.

Sie legten denn auch bald los, ein jeder in seiner Art. Walzmann nahm die „Marmor-Athleten“, womit er spöttisch die Männer mit den großen Aufträgen meinte, gehörig beim Bipfel; Blankert, dessen Porträt einer jungen Dame man in dem Rundgang der anderen Seite so gegen das Licht gehängt hatte, daß man nur den Spedglang des Firnisses sah, sprach rücksichtslos von „farbenblindem Subjekten“. Schmarr jedoch, der sich glücklicher schätzen konnte, weil man seine Kinderdoppelbüste „Die Zwillinge“ in einem der besseren Säle aufgestellt hatte, säufelte nur leise sein Verdammungsurteil; um so begeisterter schwang er die Künstlerfackel über Kempens Werk, mit dem Scherblick des kranken, zedrückten Menschen, der von der Welt noch alles in Milde erwartet. „Laßt sie doch die Zähne fletschen,“ preßte er unter einem Hustenanfall hervor, „dieser Kerl wird auferstehen in Erz.“

„Dann können sie sich die dicken Schädel daran einrennen,“ warf der Maler dazwischen. „Allerdings werden sie mehrmals einen Anlauf dazu nehmen müssen.“

„Wichtig, richtig, mein Sohn,“ knarrte Walzmann los. „Aber bis dahin kann er verhungern. Dja. Gips kann er schaufeln. Kennen wir alles, kennen wir alles! Von weichem Ton ist noch keiner satt geworden. Schwefelbände . . . Sirups-Händler . . . Eigendünker im Frack . . . Lichtputenscherer des Geistes . . . Dja . . . Herrgott, Herrgott, wie groß ist doch dein Tiergarten, daß die Schweine sinnlos ihr Futter finden und die Ameisen die weitesten Wege machen müssen, um sich alles zusammenzutragen. Habe da neulich, dja, ein dickes Buch gelesen über das Leben der Ameisen, die im kleinen einen Musterstaat bilden, mit Regierung, Feldherrn und mit Heereskolonnen. Dja. Müßt Ihr auch lesen, kann ich Euch pumpen. Lehrreich, sehr lehrreich für uns Menschen! . . . Und ein einziges Schwein genügt, um mit seinem Schnüffeln diesen ganzen herrlichen Bau zu zerstören. Erleben wir alle Lage.“

Er wog zwar seine Ausdrücke nicht, aber sobald Fremde in der Nähe waren, dämpfte er seine Stimme.

Erst als er um die Gruppe herumging, die Linke mit dem unzugeknöpften Handschuh am Rocktragen, um das Gleichgewicht der Schultern herzustellen, den rechten, unnatürlich langen Arm hin und her schlenkernd, wurde er mit Absicht lauter, denn was er zu sagen hatte, konnten alle hören. Und er pries die Arbeit mit jener feinsinnigen Kennerchaft, die niemals von Neid erfüllt ist. Selbst ein Arbeitstier, erfüllte ihn Kempens Fleiß mit Bewunderung. Dieser Löwe, dieses letzte Aufladern des Lebens! Was sei da alles zusammengetragen worden, um die Bewegung herauszubekommen! Die Banaußenmenge glaube immer, daß Genie schieße alles aus der Pistole, und doch sei es die fleißigste Biene von der Welt; niemals ohne das Publikum, wieviel dazu gehöre, um ein ganzes Kunstwerk fertig zu bringen! Die Talentchen seien

immer fix bei der Hand, füllten sozusagen die Ueberstunden aus; das Genie dagegen schaffe schon beim Morgengrauen mit eisernen Fingern, durch die jeder Widerstand gebrochen werde. Und er pries weiter die Muskulatur des Kerls, die sorgsam ausgeführt sei, angespannt durch jede Sehne.

„So etwas werde ich niemals machen können!“ sagte Schmarr mit einer gewissen Traurigkeit. „Ich werde ihm eine Butte mit einem Lorbeerkrantz stiften, damit er meine Freundschaft sieht.“

„Du kannst auch nie so hoch laugen, mein Sohn,“ meinte Walzmann. „Bade Du ruhig Deine Kindlein weiter, das gibt hübsche Weihnachtsgeschenke. Und wenn Du Rosinen hineintust, dann legen Deine Auftraggeber noch einen Taler zu. Herrlich die Welt, herrlich! Dja. Aber ich möchte sie doch nicht missen, denn jeder Tag macht sie mich aufs neue lachen . . . Sage mal, mein Söhnchen Blankert, gehn wir jetzt ein Töpfchen trinken? Auf Kempens Wohl?“

Lorenzen hatte kein Wort gesprochen, denn es ärgerte ihn, daß niemand seine Gruppen erwähnte. Da er sie von dort hatte kommen sehen, so nahm er an, daß sie ihm bereits eins ausgewischt hätten. „Alles sehr schön, fürchtbar echt, aber wer stellt sich so'n Kerl hin?“ sagte er endlich. „Kempfen ist unpraktisch. Das halte ich ihm immer vor.“

„Kauf's Du ihm doch ab, mein Sohn, Du verdienst ja jetzt genug durch Deinen Marzipan,“ stieß Walzmann frohlich hervor. Gleich beim Anblick Lorenzens war ihm dessen Verhalten bei Heilke eingefallen, und so hatte er ihn ziemlich links liegen lassen, trotzdem seine Worte meistens auf den Blondem gemünzt waren.

„Er verdirbt es auch mit allen,“ fuhr Lorenzen fort, ohne sich aus dem Stich etwas zu machen.

„Du bist schlauer, mein Sohn,“ sagte Walzmann wieder unwirsch. „Du wirst Deinen Weg schon machen. Zu mir hinaus findest Du ihn ja doch nicht mehr. Du hast ja jetzt auch ganze Sohlen, und mit Messer und Gabel kannst Du auch schon essen. Wenn Du Professor bist, sag es mir. Dann bade ich mir einen Eierkuchen extra. Wundere mich überhaupt, daß Du noch mit mir sprichst. Dja. Läufst ja jetzt den ganzen Tag in Deiner Baubaujocke rum. Fehlt nur noch die Rettungsmedaille für Selbstbewahrung Deines teuren Lebens . . . Uebrigens Dein Faun, der gefällt mir. Reißt alles heraus. Dja.“ Er lachte verständnisvoll. „Na, und Deine Mädchen sind ja auch ganz glatt, darauf versteht Du Dich. Die studierst Du ja auch gründlich . . . Die Schlemmer streicht da nebenan herum; lad sie ein, lad sie ein! Geh in den Pavillon mit ihr, die hat immer Hunger. Die Unfeinheit frißt immer doppelt.“

Lorenzen hörte graufigen Spott aus den Worten, der ihm die Nöte ins Gesicht trieb. Beide begannen sich gehörig zu reiben, bis Blankert endlich dazwischenfuhr, denn er fand, daß Walzmann in seiner Rücksichtslosigkeit Lorenzen unrecht tat. Dieser habe doch schon bewiesen, daß er auch etwas leisten könne; eben jeder in seiner Art, meinte er.

„Na also, was krateelt er denn,“ legte nun Lorenzen los. „Wir können uns doch nicht zeitlebens die Kartoffeln in der Müllschippe braten, wie er es tut. Und davor möchte ich auch Kempfen bewahren.“

„Bewahre Dich nur selbst,“ spottete Walzmann weiter. „Zeig uns erst Deine berühmte Eva, mach eine zweite Frau von Wilo daraus.“

„Wird schon kommen,“ gab Lorenzen hochtrabend zurück. „So etwas liegt Kempfen nicht, und daran krankt seine Kunst.“

Walzmann grunzte vor Vergnügen, so daß sein kleines Sütchen sich nach vorn schob, was ihm das Aussehen eines Ruffnaders gab. „Abwarten, abwarten, mein Sohn, und dann Tee kochen. Wer einen Löwen badt, kann auch die Löwin baden. Dja. Wenn er nur will. Beim Genie geschehen Zeichen und Wunder . . . Adje, mein Sohn, ich bin heute zu fein für Dich. Sehe wohl, wie Du Dich immer umguckst. Erwartest wohl noch den Kultusminister, wie? Der kommt, der kommt! In Preußen wandelt man nicht ungestraft unter Palmen . . . Dalli, meine Söhne, ich bekomme Durst. Habe wieder mal Kunst gesehen. Die übrige Ausstellung schenke ich Dir, Lorenzen.“ Und er zog seinen zweiten Handschuh straff, den er niemals überstreifte, und schob sich rüstig vorwärts, ohne Lorenzen noch weiter zu beachten.

„Geh doch mit, Du kennst ihn ja,“ räumte Blankert Lorenzen zu. Dieser aber zögerte und versprach nachzukommen. Gern hätte er mit dem Maler und dem Kleinen wieder ein Stündchen zusammengesessen, wenn die verschrobene Figur Walzmanns nicht dabei gewesen wäre. Da draußen im Garten lief und sah so mancher herum, der zu Heiltes Haus Beziehungen hatte, und so fürchtete er die üble Nachrede. Schließlich hielt ihn auch ein gewisser Hochmut davon ab, denn unberührt war er ein anderer Mensch mit verfeinerten Lebensgewohnheiten geworden, die ihn seine Gesellschaft immer mehr jetzt wählen ließen.

Zwei Tage später, gegen Abend, trat Walzmann zu Kempen ins Atelier. „Du, laß Dich küssen, laß Dich küssen!“ sagte er sofort und umarmte ihn ohne weiteres. „Ich bin ein Stämper, ein heilloser Stämper gegen Dich . . . Kebrigens mache ich Reklame für Dich, tute mir die Lungen aus. Gabe jetzt bei Husland ein paar Klügelmäddchen geknetet, Schablone neunundneunzig, Geßlern Schluß. Die Kerle blühen auf wie die Regenmacher. Log ihnen die Gude voll, daß sie Schweiß vor Reid träufelten. Schadet nichts, schadet nichts — die Lüge wird selbst ins Brot gebaden, wenn es zu klein ist. Dja. Sagte ihnen, daß Du wahrscheinlich in die Nationalgalerie kommen würdest. Der Kaiser habe sich neulich Deinen Kämpfer angesehen. Ließ auch etwas von einem Millianär durchleuchten, der das Ding vor seiner Gruenwaldvilla aufstellen wolle . . . Laß doch nicht, laß doch nicht! Durch solchen Schwindel steigt man; kann ja keiner kontrollieren. Schließlich spricht sich's rum und die fama wird zur Wahrheit. Dja. Zubeht sperren sie alle die Mäuler auf, als wollten sie auch die goldenen Aepfel haben. Bin überzeugt, daß sie sich heute noch einmal extra aufgemacht haben, um Dein Glück anzustarren. Die Töpfer haben immer Ehrfurcht vor einem neuen Ofen! Und in acht Tagen weiß es der ganze Bau, wo er steht. Husland hat Talent zum Prießträger . . . Wo ist denn die Kleine?“

(Fortsetzung folgt.)

Kinderbücher und Jugendschriften 1910.

Unzerreißbares.

Die Hochflut an Bilderbüchern, die für ihre wichtige Aufgabe nach neuem Ausdruck suchen, läßt nach. Das wird manchem früher geschaffenen Guten, das in der andrängenden Masse verlohnen, zum Vorteil sein, und neues Gutes kann vom ersten Augenblick an besser zur Geltung kommen. Freilich gilt das nur für die Käufer, die das Gute zu erkennen wissen oder zu denen hin dem Guten ein Weg gebahnt ist — wobei an die durch den Bildungsausschuh der sozialdemokratischen Partei rege beraten und von Jahr zu Jahr an Zahl wachsenden Anstellungen der Arbeiterkassen zu denken ist. Der gegenwärtige Stand der Kinderbücher- und Jugendschriften-Bewegung ist dadurch gekennzeichnet, daß viele Unternehmer sich darauf verlegen, die guten Bücher, die sich ein Publikum erobern konnten, äußerlich nachzunähern, ohne doch an innerem Gehalt mittun zu können, oder — schlimmer noch — um ausgemachten Schund einem großen Publikum in die Hände zu spielen.

Mit Bedauern ist festzustellen, daß die Arbeit, für ganz wenig Geld gute farbige Büchlein für die ersten Kinderjahre zu schaffen, immer noch auf sich warten läßt. An unzerreißbaren Bilderbüchern aus Leinen liegt nichts Neues vor, das dem Bedarf entspricht. Die hübschen Sachen, die der Verlag Hans v. Weber, München, vor zwei Jahren wagte, sind nicht durch Neues vermehrt worden. Nur der Verlag Schreiber, Erlangen, hat ein größeres Leinwandbilderbuch von Leo Kainradl: „Wilde und zahme Tiere“ herausgebracht. Es enthält eine Menge an sich gut gezeichnete, aber doch der kindlichen Freude nicht zutraulich genug entgegenkommender Bilder, bleibt in der Farbe allzu sehr in Grau und Braun stecken und stört mit seinen Namensunterschriften in drei Sprachen. Ich meine auch, Leinenbücher dürften über eine Größe von 15:20 Zentimeter nicht hinausgehen. Nur Pappbücher können in großem Format kommen. Höchst Erfreuliches hat hier Eugen Dzwald geschaffen mit seinem auch als Leporellobuch hergestellten „Mein Tierbilderbuch“ (Joh. Scholz, Mainz, 3 M.); die 22 Tierbilder sind groß gezeichnet, mit kräftig einjähigem Strich, fest und bestimmt in den Farben, und von elementarer Anschaulichkeit sind auch Adolf Holst's vierzeilige Dentverse, die die Bilder prägnant in kindlicher Schreibweise begleiten. Holst hat auch zu dem Unzerreißbaren die Verse geschrieben, das Gertrud Caspari jetzt mit dem Titel „König ist unser Kind“ (Alfred Hahn, Leipzig, 2,80 M.) gewissermaßen als neue Folge neben ihr schnell zur Geltung gelangtes „Kleinkinderbuch“ stellt. Auch diese neue Gabe ist ein lachend herziger Farbenfrühling; in der Zeichnung, den

spanischen Einfällen, hält sie die Höhe des ersten Buches. Der Titel freilich ist ein Mißgriff. Ein unzerreißbares Dzwald-Buch noch, so ein rechtes Kindermittelbuch voll bunter Tausendbilderlust, ist „Dies und das“ (Joh. Scholz, Mainz, 3 M.): große und kleine, immer farbige Bilder aus Natur und Haus, vieles launig belebt und zu jedem Ding, jeder Szene ein kurzes Verschen, wie sie nur Gustav Falke's stillfrohes Einfallen in die kindliche Anschauung dichten kann. Eben dieses reichhaltige, gut gelungene Buch auch weckt den Wunsch: die etwa 50 kleinen und mittelgroßen Bilder zur Herstellung kleiner Unzerreißbarer zu verwenden, die für 50 Pf. zu kaufen sind.

Reime und Lieder.

Von anderen Bilderbüchern für die Kleinen werden seit Jahren wohlfeile Sonderausgaben veranstaltet. Sie haben den Kreis der Schöpfungen eine weite Verbreitung verschafft. In diesem Jahre bringt die Jugendschriften-Kommission des Leipziger Lehrervereins von dem Casparischen „Kinderhumor für Auge und Ohr“ (Alfred Hahn, Leipzig), dieser köstlichen, farbenreichen Gabe des vorigen Jahres, eine vortreffliche Auswahl-Ausgabe für 1,20 M. Ganz billige Bändchen Kinderlieder hat zuerst der unermüdete und immer pädagogisch-praktische Heinrich Wolgast gesorgt. Auch jetzt liegen wieder ein paar Bändlein seiner Arbeit vor. Als „Quellen“-Bücher (Verlag „Jugendblätter“, München, je 25 Pf.), erschienen „Tiergedichte für die Kleinen“ mit wunderhübschen Federzeichnungen von Rolf Winkler und ein Bändchen „Rätselreime“: mehr als 300, eingeteilt in Volksrätsel und Aunsträsel, natürlich mit Angabe der geschickt angebrachten Lösungen.

Die Quellen sind rechte Hausbücher für Kind und Jugend. Neben Wolgast's rote Bändchen reihen sich nun Schaffstein's blaue Bändchen. J. v. Harten und R. Henniger geben sie heraus. Jedes Heft kostet fest kartoniert nur 30 Pf., und sie können gleich hier genannt werden, weil das erste Bändchen „Tra-ri-ra“ alte deutsche Kinderlieder bringt. Die Sammlung will sich ganz den Reimen, Märchen, Sagen und guten Erzählungen widmen. Voll Freude sieht man, daß Max Siebrog seine Federzeichnungskunst in den Dienst des ersten Bändchens gestellt hat; die Bildchen sind so, daß ein fünfjähriges Kind ohne weiteres den Inhalt aufsaugt.

Von den Kinderberedsamern sind Geh und Gail Jahr für Jahr in neuen Bilderbüchern gewürdigt worden; auch heute wieder. Geh's eingelebten Tierreimen hat der Verlag Scholz eines seiner deutschen Bilderbücher gewidmet, die auf breitem Format farbige und getönte Bilder bringen und nur 1 M. kosten. Der Herz-Vond trägt die Aufschrift „Gute Lehren“; die Bilder Müller-Münsters geben den Berjen in hübscher Art dörfliches und landschaftliches Leben. Ein Bilderbuch gleicher Art ist zu Kindergedichten von Friedrich Gail gelassen worden: „Frohe Lieder“ heißt es; die Bilder, von Maria Mohrstedt, erreichen in diesem Falle das Ziel weniger gut. Ein anderes, ein freudigeres Gail-Buch ist Gertrud und Walter Casparis „Frühling, Frühling überall“ (Alfred Hahn, Leipzig, 2,80 M.), wieder ein Buch, voll von Casparischer Sonne. Zu den Rätselreimen ist die Lösung in Bildern gegeben; auch das gibt dem Buche besonderen Wert. Endlich das lohnbar-schöne Kaulbach-Gail-Bilderbuch, das der Bezirkslehrerverein München im Verlage der Jugendblätter herausgegeben hat. Der Dank eines Alten an den Beglückter seiner Kindheit! Das Buch gehört zu den letzten Arbeiten des vor Jahresfrist gestorbenen Malers. Es ist ein Kinderbuch und ein Buch der Freude für jedermann, dem kindlicher Sinn nicht verwehrt. Ein Kunstwerk durchaus.

Auch Franz Poggi gehört jener Blütezeit des Kinderverses und Kinderbildes an. In diesem Jahre gräbt ein Bändlein „Kunterbunt“ allerlei lustigen und hübschen Jierat aus seinen Schatztruhen (Georg W. Dietrich, München, 4 M.). Poggi's Weisen ist in jedem Augenblick voll fremdlich-liebedvoller Hingabe. Jedes Bild ist ein naives Joppl, von Richterlicher Romantik befreit. Natürlich ist's immer Poggi, nicht Richter. Schade ist freilich, daß nicht auch der Text von Poggi selbst ist. Sein Eudel und Konrad Dreher haben da ausgeholfen; aber ihre Art hat mit der Seele der Bilder nicht viel gemein. Vielleicht darf man behaupten, die Stimmung alter Lieder und Verse in neuen Bildern auszudrücken, sei eine minder schwere Aufgabe, als umgekehrt: zu Bildern einer vergangenen Zeit Verse zu dichten, die im Einklang stehen. Jedenfalls kommen die Bilder, die Luise Gudenius in dem Buche „Goldgrüne Libelle“ (Dietrich, München, 3 M.) zu Kinder- und Volksliedern von Karl Reimede und anderen mit viel Ehrwürdigkeit gezeichnet und gemalt hat, dem Inhalt dieser Lieder annähernd nahe.

Von neuen Bilderbüchern mit neuen Kinderberjen verdient „Hinaus ins Freie!“ (Dietrich, München, 2 M.) Beachtung. K. Mühlmeisters farbige Bilder, ein wenig an Mander erinnernd, sind voll Vergnügbarkeit; alles lacht hellau, nicht nur die Kinder, auch Kuppen, Gaten, Enten und etliche Dadel übernehmen die Erzeugung durch philosophisches Nierenpiel. Otto Ernst's Verse, hier und da ein hübschen in erwachsene Rede ausgeleitend, lieben die lehrhafte Schlupfpointe; aber Otto Ernst weiß schon, was dem Kinde guttut, und das wohlgeraumteste Geradezu seiner norddeutsch kurzkräftiger Sprechweise nimmt man mit manchem Schmunzeln gerne hin.

Eine abenteuerliche Fußengeschichte zum Lachen hat Karl Ferdinands mit seinem „Graf Allotria“ (Hahn, Leipzig, 2,20 M.) gegeben; dieser Graf ist ein Bärchen, das aus der Stadt im Auto durchgebrannt und mit einem dorfmüden Hütejungen Kleider und Heimat tauscht: der Hütejunge laßt zur Stadt, nimmt frischweg das Leben in seiner Weise hoch, und stiftet einen so verrückten Wirrwarr um sich her an, daß ihm nichts als schleunigstes Reißaus übrig bleibt. Dem Stadtmüden Allotria schafft das Dasein in der Hütejungenhose weniger Vergnügen. Die bunten Bilder von Else Raab-Winter — künstlerisch gute Sachen — sind so lustig wie das Abenteuer selbst. Eine Bildergeschichte von zartem poetischen Naturreiz ist „Süßle von Olfers“, „Windchen“ (Schröder, Eßlingen, 2,80 M.). In spielfroher Strabengestalt gesellt sich der sonnige Wind einem Knaben, treibt seine Schiffschen, klopft mit ihm über die Pustblumenwiese, schüttelt ihm Äpfel vom Baum, reitet mit ihm auf weißen Wolkenpferden. Die Malerin ist eigener Art, und davon soll nichts abgestritten werden, wenn man sich durch sie an Weidolf erinnern läßt. Dem Gedanken, durch das Bilderbuch auf das kindliche Naturempfinden erzieherisch einzuwirken, gliedert sich die Aufgabe an, dem kindlichen Auge auf demselben Wege Eindrücke großstädtischen Straßenlebens schärfer ausgeprägt zuzuführen. Das Voigtländerische Großstadt-Bilderbuch (3 M.) war eine erste und zugleich großzügige Lösung dieser Aufgabe. Das farbige Buch „Kleine Menschen in der großen Stadt“, von der literarischen Vereinigung des Berliner Lehrervereins im Verlag der „Hilfe“ herausgegeben (2,50 M.), greift ans dem Gedränge nur einzelne Züge — Teilbilder — heraus. Natürlich ist auch das wertvoll. Die einzelnen Bildtafeln — E. A. Brendel hat sie geschaffen — geben ja ein Haupt- und ein Nebenbild, die dem Kinde, wenn es gut und scharf gesehen hat, immer etwas Gemeinames erzählen können, so etwa wie Heinrich Schorrelmann seine kleinen Leser übt, dem einzelnen Gegenstande Herkunft und Zweck und merkwürdige Zusammenhänge abzulauschen.

Franz Diederich.
(Nachdruck verboten.)

In der Tiefe.

Von H. G. Wells.

1]

Der Leutnant stand vor dem stählernen Globus und nagte an einem Stückchen Nichtenholz. „Was halten Sie davon, Steevens?“ fragte er.

„Es ist immerhin eine Idee . . .“ erwiderte Steevens im Ton eines Menschen, der sich nach keiner Seite hin compromittieren möchte.

„Ich glaube, das Ding wird plattgedrückt — einfach platt!“ sagte der Leutnant.

„Er scheint die Geschichte im ganzen ziemlich gut berechnet zu haben,“ sagte Steevens, seine unparteiische Haltung beibehaltend.

„Aber bedenken Sie bloß den Druck!“ meinte der Leutnant.

„Auf der Oberfläche des Wassers beträgt er vierzehn Pfund auf den Quadratfuß; dreißig Fuß tiefer das Doppelte; sechzig — das Dreifache; neunzig — das Vierfache; neunhundert — das Vierfache; fünftausenddreihundert — also eine Meile — macht es zweihundertunddreißigmal vierzehn Pfund; also — warten Sie mal — dreißigmal Hundertgewicht — anderthalb Tonnen, Steevens! Anderthalb Tonnen auf den Quadratfuß. Und der Ocean — an der Stelle, wo er sich hinunterlöst, ist fünf Meilen tief. Macht sieben einhalb —“

„Es klingt freilich wer weiß wie viel!“ sagte Steevens. „Aber der Stahl ist immerhin ziemlich stark . . .“

Der Leutnant erwiderte nichts mehr, sondern laute an seinem Nichtenstücker weiter. Der Gegenstand ihrer Unterhaltung war eine riesige Stahlkugel von ungefähr neun Fuß Durchmesser. Sie sah aus wie das Geschöß eines ungeheuerlichen Artilleriegeschüßes. Sie war sorgfältig eingebettet in ein Riesengerüst, das in das Rahmenwerk des Schiffes eingebaut war, und die titanenhaften Krane, die sie binnen kurzem über Bord schleudern sollten, verließen dem Stern des Schiffes ein Aussehen, das die Reugier jedes anständigen Seelers — vom Hafen von London an bis zum Wendekreis des Steinbocks — erregt hatte. An zwei übereinanderliegenden Stellen befanden sich zwei kreisförmige Fenster von unerhört dickem Glas in der Stahlwand; eins davon, — von einem ängstlich soliden Stahlrahmen umgeben, war momentan zum Teil aufgeschraubt. Die beiden Männer hatten diesen Morgen zum erstenmal das Innere des Globus gesehen. Er war sorgfältig ausgepölkert mit Luftkissen; zwischen den schwellenden Polstern waren kleine Knöpfe angebracht, vermittelst derer der einfache Mechanismus des Apparates zu handhaben war. Alles war so sorgfältig gepölkert — sogar der Rühr-Apparat, der die Kohlenäure aufzugaß und den vom Infaßen des Globus aufgearbeiteten Sauerstoff ersetzen sollte, nachdem jener durch die Glasluke hineingetrochen und in den Globus eingeschraubt war. So sorgsam war alles ausgepölkert, daß sich ein Mensch ganz ruhig und unbeschadet aus einer Kanone hätte hineinschießen lassen können. Und das war auch notwendig genug. Denn in kurzer Zeit wollte ein Mann sich durch das halbaufgeschraubte Fenster hineinzwingen und sich dicht einschrauben . . . sich über Bord werfen lassen . . . und in die Tiefe sinken . . . tief . . . tief . . . ganze fünf Meilen tief . . .

wie der Leutnant sagte. . . Dem hatte es sich geradezu aufs Gehirn gesetzt! Die ganze Offiziersmesse ödete er damit an. Und Steevens, der eben erst an Bord gekommen war, erschien ihm rein vom Himmel gesandt, nur damit er mit ihm darüber sprechen konnte.

„Meiner Meinung nach,“ sagte der Leutnant, „wird das Glas sich unter einem derartigen Druck einfach nach innen biegen und schwellen und zerbrechen. Daubreu hat ganze Felsen unter ungeheurem Druck vor sich hergetrieben wie Wasser. Und glauben Sie mir —“

„Und wenn das Glas zerpränge?“ sagte Steevens. „Was dann?“

„Das Wasser würde hineinschießen wie ein Strahl von Eisen. Gaben Sie jemals einen ferngradigen Strahl Wasser unter Hochdruck gefühlt? Wie eine Kugel würde es gegen ihn prallen. Es würde ihn glatt zerschmelzen und plattdrücken. Es würde ihm durch die Gurgel und in die Lungen stürzen; es würde ihm die Ohren zerreißen —“

„Was für eine ins einzelne gehende Phantazie Sie haben!“ wachte Steevens, der immer alles lebendig vor sich sah, ab.

„Es ist einfach ein Konstatieren des Unvermeidlichen sagte der Leutnant.

„Und der Globus?“

„Würde einfach ein paar kleine Blasen werfen und würde sich dann ganz gemütlich im Schlamm und Lehmbofen des Meeresgrundes ansteden und da liegen bis zum jüngsten Tag, mit dem armen Elstred über die zerfetzten Polster hingeschmiert — wie Butter auf Brot.“

Er wiederholte den Satz noch einmal, als gefiele er ihm ganz ausnehmend: „Wie Butter auf Brot!“

„Na, beschauen Sie sich meinen Kreisel, was?“ sagte eine Stimme, und Elstred stand hinter ihm, tadellos, in Weiß, eine Zigarette zwischen den Zähnen, mit Augen, die aus dem Schatten seiner breiten Hutkrempe hervorsahelten. „Was war das eben — mit Brot und Butter, Wehbride? Sie schimpfen wohl mal wieder, wie gewöhnlich, über die schlechte Sage der Marineoffiziere? Jetzt dauert es höchstens noch einen Tag, bis es losgeht mit mir. Heute wollen wir die Auslader in Ordnung bringen. Dies klare Wetter und die leichte Brise sind grade der geeignete Moment, um ein Dutzend Tonnen Blei und Eisen über Bord zu schleudern, was?“

„Sie werden nicht viel davon spüren,“ sagte Wehbride.

„Nein. Siebzig bis achtzig Fuß tief — und das werde ich in zehn Sekunden sein — wird sich kein Guschalm mehr regen, und ob droben der Sturm sich heiser brüllt und die Wellen fast bis an die Wollen hebt. . . . Nein. . . . Dort unten . . .“ Er wandte sich nach der Seite des Schiffes, und die zwei anderen gingen mit. Alle drei lehnten sich auf den Ellbogen vorüber und starrten hinab in das gelbgrüne Wasser.

„Frieden!“ sagte Elstred, seinen Gedankengang laut zu Ende führend.

„Sind Sie auch ganz sicher, daß das Uhrwerk sich bewähren wird?“ fragte nach einer Weile Wehbride.

„Es hat sich fünfunddreißigmal bewährt,“ sagte Elstred. „Es muß sich ganz einfach bewähren.“

„Und wenn nicht?“

„Warum sollte es nicht?“

„Ich würde in dem verdamnten Ding mich nicht hinunterlassen,“ sagte Wehbride, „für keine zwanzigtausend Pfund.“

„Sie verstehen es, einem Mut zu machen!“ sagte Elstred und spuckte gemütlich nach einer Blase im Wasser.

„Ich begreife noch nicht recht, wie Sie die ganze Geschichte handhaben wollen,“ sagte Steevens.

„Also als erstes laß ich mich in die Kugel einschrauben,“ erklärte Elstred; „und wenn ich dreimal hintereinander das elektrische Licht an- und ausgedreht habe, zum Zeichen, daß alles in Ordnung ist, schwingen Sie mich dort mit dem Kran über den Stern — mit all den großen Meigewichten unter mir. Das oberste trägt eine Rolle mit einem hundert Faden langen, starken, aufgewickelten Tau; das ist das einzige, was die Gewichte mit der Kugel verbindet — mit Ausnahme der Auslader, die durchgeschnitten werden, sobald die Geschichte auf dem Wasser liegt. Wir nehmen lieber Tau statt Drahtseil, weil es sich leichter durchschneiden läßt und weil es elastischer ist — zwei wichtige Punkte, wie Sie gleich sehen werden.“

Durch jedes der Meigewichte geht ein Loch — nicht wahr? — Und durch dies Loch wird ein eiserner Stab gesteckt, der an der unteren Seite sechs Fuß vorsteht. Wenn der Stab unten auf Widerstand trifft, schlägt er auf einen Hebel und setzt dadurch das Uhrwerk an der Seite des Zylinders in Gang, auf dem das Tau läuft.

Na schön. Also die ganze Geschichte wird sachte ins Wasser gesenkt, und die Schlingen werden durchgeschnitten. Die Kugel schwimmt — die Luft drin macht sie leichter als Wasser —; aber die Meigewichte gehen sofort in die Tiefe und das Tau rollt sich ab. Wenn es zu Ende ist, so geht auch die Kugel in die Tiefe — weil das Tau sie hinunterzieht.“

„Aber wozu das Tau?“ fragte Steevens. „Weshalb nicht die Gewichte unmittelbar an der Kugel befestigen?“

„Wegen des Anpralls drunten. Die ganze Geschichte wird in

einem geradezu unsinnigen Tempo, Meile auf Meile, in die Tiefe stürzen. Ich würde einfach drunten in Stücke geschmettert, wenn nicht das Tau wäre. Aber die Gewichte kommen zuerst auf den Grund, und im selben Augenblick tritt die Elastizität der Sache in Kraft. Die Kugel wird immer langsamer und langsamer sinken, wird schließlich stillstehen und dann wieder anfangen, aufwärts zu schwimmen.

Und jetzt setzt das Uhrwerk ein. Sobald die Gewichte auf den Meeresboden treffen, brechen die Eisenstangen mitten durch und sehen dadurch das Uhrwerk in Gang, das das Tau wieder auf die Rolle aufwindet. So werde ich langsam hinuntergewunden. Dann bleibe ich eine halbe Stunde, mit aufgedrehtem elektrischen Licht, und sehe mich um. Nach Ablauf dieser Zeit löst das Uhrwerk die Feder eines Messers aus, das Tau wird durchgeschnitten und ich treibe wieder nach oben — wie eine Sodawasserblase. Das gestraffte Tau kommt dem Aufwärtsschnellen noch zu Hilfe.

„Und wenn Sie nun zufällig auf ein Schiff stießen?“ sagte Wenbridge.

„Ich käme in einem Tempo emporgeschneilt, daß ich es einfach glatt durchbohren würde — wie eine Kanonenkugel. Darum machen Sie sich bloß keine Sorge.“

„Und wenn dann nun aber zum Beispiel irgendein vorwitziges Krustentier sich in Ihr Uhrwerk hineinbohren würde —“

„Na ja — das wäre dann eine etwas dringliche Aufforderung für mich, drunten zu bleiben,“ sagte Eistead, sich vom Wasser abwendend und seinen Globus anstarrend.

Ungefähr um elf hatten sie Eistead über Bord geschwungen. Der Tag war wundervoll hell und still, der Horizont verschwamm in Düst. Die elektrische Flamme in dem kleinen Oberraum glühte dreimal fröhlich auf. Dann ließen sie ihn langsam auf den Spiegel des Wassers nieder, und in der Decktafelage hing ein Matrose, bereit, das Tau zu durchschneiden, das die Bleigewichte und den Globus zusammenhielt. Die Kugel, die auf Deck so kolossal ausgesehen hatte, schien jetzt, unter dem Stern des Schiffes, geradezu winzig. Sie rollte ein bißchen, und ihre zwei dunklen Fenster, die nach oben gerichtet waren, sahen aus wie Augen, die in runder Verwunderung emporstarrten nach den Menschen, die die Kugel umbrängten. Jemand fragte, wie wohl Eistead das Rollen bekommen möchte „Mar!“ rief der Kommandant. „Mar!“ „Los!“

Das Tau straffte sich unter dem Messer und ward durchgeschnitten; eine Schaumwelle rollte blödsinnig — hilflos über den Globus weg Jemand jemand winkte mit einem Taschentuch . . . ein einsames Hurra ertönte . . . eine Matrosenstimme zählte langsam: Acht — neun — zehn — — Noch einmal rollte das Ding Dann — mit einem Ruck und einem Plätschern stand es.

So schien es einen Augenblick lang zu stehen — — ganz still — — wobei es immer kleiner ward. Dann schloß sich über ihm das Wasser, und man erblickte es, durch die Strahlenbrechung und die glimmernde Unbestimmtheit vergrößert — unter der Wasserfläche. Oh man bis drei zählen konnte, war es verschwunden. Tief unten im Wasser noch ein Aufflimmern weißen Lichts, — ein Fleck — dann nichts mehr. Nichts mehr, als die Tiefe des Wassers, die sich in Schwarz verlor . . . durch die ein Hai schwamm . . .

Plötzlich fing die Schraube des Kreuzers an zu arbeiten, das Wasser kräuselte sich, der Hai verschwand in den schäumenden Wellen, und ein Gischtstrom stürzte über die kristallene Klarheit weg, die Eistead verschlungen hatte. „Was ist los?“ fragte einer den anderen.

„Wir steuern ein paar Meilen westwärts,“ hieß es, „damit er nicht gegen uns rennt, wenn er heraufkommt.“

Langsam dampfte das Schiff seinem neuen Ankerplatz zu. Fast jeder Mann an Bord, der sonst nichts zu tun hatte, beobachtete unausgeseht das bewegte Ballen, in dem der Globus verschwunden war. Schwierig ward in der nächsten halben Stunde auch nur ein Wort gesprochen, das nicht direkt oder indirekt auf Eistead Bezug hatte. Die Dezembersonne stand hoch am Himmel; die Hitze war beträchtlich. (Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

Naturwissenschaftliches.

Haben die Bienen einen Farbensinn? Man sollte meinen, daß es sich durch Versuche leicht feststellen ließe, ob die Bienen die Blüten, die sie aufsuchen oder vermeiden, an der Farbe unterscheiden. Der Menscheninn, der geneigt ist, überall nach einem Zweck zu fragen und diesen nach seinem subjektiven Gesichtskreis zu beurteilen, kommt leicht zu der Meinung, daß die oft so auffälligen Farben der Blüten ebenso wie vieles an ihrer Form nur dazu da sind, die Insekten anzulocken, deren Besuch für sie so außerordentlich wichtig ist. Die Mutter Natur könnte aber doch noch andere Absichten haben, die nicht so leicht zu durchschauen wären. Man müßte sonst auch glauben, daß der Duft der Blüten gleichfalls keinen anderen Zweck als den der Anlockung von Insekten haben könnte, wenn der Mensch nicht etwa so verblendet ist, zu glauben, daß diese Eigenschaft der Blüten nur für die Annehmlichkeit seiner Nase geschaffen ist. Alsdann aber bleibt es wieder

fraglich, ob die Farben oder der Geruch der Blüten eine stärkere oder die entscheidende Wirkung auf die Insekten ausüben. Gegenwärtig stehen sich auch unter den Vertretern der Wissenschaft noch immer zwei Parteien gegenüber, von denen die eine glaubt, daß die prachtvollen Farben, wie sie namentlich bei den Alpenpflanzen auftreten, einen Zweck mit Rücksicht auf die Insekten haben müssen, während die andere darauf hinweist, daß auch solche Pflanzen ihre Befruchtung durch die Insekten erhalten, deren Blüten sich von dem Grün der Blätter in der Farbe kaum unterscheiden. Der Biologe Dr. Lohell hat jetzt eine Reihe von Experimenten ausgeführt, um den alten Streit einer Lösung näherzubringen. Er hat eine größere Anzahl von Gläsern verschiedener Farbe aufgestellt und mit Honig besprüht. Dann hat er die Bienen darauf losgelassen. Zuerst bot er ihnen nur ein blaues Glas dar, dann daneben ein rotes, und schließlich vertauschte er beide miteinander, um festzustellen, ob wirklich das Auge und nicht ein anderer Sinn die Bienen leitete. Als Ergebnis spricht der Forscher in dem letzten Heft des „American Naturalist“ den Satz aus, daß die Bienen sehr leicht Farben unterscheiden können und daß es ihnen sogar gleichgültig ist, ob es natürliche, also durch Pflanzenfarbstoffe hervorgerufene, oder künstliche Farben sind, wie sie z. B. durch derartige Gläser oder durch einen einfachen Anstrich dargestellt werden. Setzt man ihnen Honig auf einer farbigen Fläche vor und daneben auf einer ungefarbten, so werden sie jener den Vorzug geben. Außerdem scheinen die Bienen sich an bestimmte Farben zu gewöhnen. Wenn sie eine solche einmal oder mehrmals mit ihrem Besuch beehrt haben, so kehren sie zu ihr stets zuerst wieder zurück. Sie sind also, wie der Naturforscher sich ausdrückt, farbertreu. Auch darin aber zeigen sie eine gewisse Intelligenz, indem sie sich nicht blind von dieser Gewohnheit beherrschen lassen, sondern nötigenfalls auch umlernen. Wenn sie einmal auffindig machen, daß ein Gegenstand von anderer Farbe ihnen einen größeren Vorteil verspricht, so wenden sie ihm ihre Aufmerksamkeit zu und wissen ihn sehr wohl an der Farbe von den anderen Gegenständen zu unterscheiden.

Geologisches.

Die Porphyrvulkane der Steinkohlenzeit. Es fällt dem Laien sehr schwer, in die Erdgeschichte einzudringen, wenn er es nicht vermag, von der heutigen Oberflächengestalt der Erde, von dem heutigen Landschaftsbild abzusehen. Am wenigsten leicht vermag er sich vorzustellen, daß da, wo heute blühende Ebenen, lachende Fluren sich erstrecken, einmal Gebirge sich bis in die Wolken hinein emporstürzten und aus tiefen Schloten die Vulkane ihre Feuer gen Himmel sandten. Zu Beginn der sog. Steinkohlenzeit hatte sich ein riesiges Faltengebirge im mittleren Europa zusammengeschoben, das in seinem Hauptkamm sich etwa von Straßburg nach Magdeburg und von da wieder südöstlich nach Oberschlesien hinein erstreckte, die sogenannten karbonischen Alpen. Unter diesem mächtigen Gebirgsstock erkalteten damals große Mengen aufgeschmolzen, glühend-flüssigen Gesteins, der Granit, der heute z. B. im Schwarzwald, Fichtel- und Riesengebirge zutage tritt. Die aus dem glutflüssigen Magna sich entwickelnden Gase stiegen aber nach oben und erreichten eine immer höhere Spannung, bis eine kleine Erschütterung der Erdrinde genügte, um die darüber befindlichen zerquetschten Gesteinszonen so zu lockern, daß die heißen, hochgepressten Dämpfe emporjagten und, wie ein Strom von Knallgasgebläse, engere und weitere Kanäle bohrten, aus denen das in der Tiefe noch flüssige Magna aufsteigen konnte. In überaus anschaulicher Weise beschreibt der seiner populären geologischen Darstellungen wegen geschätzte Prof. Joh. Walther in seinem soeben erschienenen „Lehrbuch der Geologie von Deutschland“ (Leipzig, Quelle u. Meyer, geb. 7,60 M.), das nach Inhalt und Ausstattung jedem geologisch Interessierten aufs wärmste empfohlen werden kann — wie nach und nach, im Westen beginnend, ganz Mitteleuropa von riesigen Vulkanen am Ende der Steinkohlen- und in der Permzeit durchsieht wurde. In Deutschland begann die vulkanische Tätigkeit mit dem Auftreten eines 10 Kilometer langen Melaphyrstroms — Melaphyr ist eine basaltähnliche Art des Porphyr — bei Saarbrücken. Dann brachen in Thüringen Vulkane hervor; der 400 Meter hohe Ridelshahn bei Jünnenau bedeckt mit seinen Melaphyr- und Porphyrergüssen eine Fläche von mehr als 100 Quadratkilometer. Bei Halle übergieß eine Porphyrdecke mit einer Mächtigkeit von 100 Meter eine Fläche von 260 Quadratkilometer, und das Bohrloch von Semmewitz hat sogar den Ausbruchskanal dieses Vulkans 876 Meter tief verfolgt. Auch bei Magdeburg, im Nahegebiet wie in Schlesien dampften die Porphyrvulkane. Aber alle diese Ausbrüche wurden an Bedeutung weit übertroffen durch die riesigen Eruptionen im heutigen Südtirol, wo noch heute die übereinandergeschobenen Porphyrdecken mit den dazwischen lagernden Luffen eine Mächtigkeit bis 1900 Meter erreichen und das ganze Gebiet zwischen Meran, Trient, Gröden und Primiero unterlagern. Nicht alle Gutmassen erreichten jedoch die Erdoberfläche. Zahlreiche mit Porphyr oder Melaphyr erfüllte Spalten wurden erst durch spätere Abtragung freigelegt, z. B. ist im Thüringer Wald bei Friedrichroda eine 15 Kilometer lange Spalte dieser Art aufgeschliffen. Verbeerende Aschenregen, vermischt mit vulkanischen Bomben, müssen damals über das Land herniedergegangen sein, aus denen Porphyrtruffe, z. B. bei Chemnitz entstanden, teilweise noch so locker und schlammig, als ob der Ausbruch gestern geschehen habe.